



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wislicenus: Zwei französische Urteile über Deutschlands Seegelung

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Zwei französische Urteile über Deutschlands Seegelung

Besprochen von Georg Wislicenus



Die Franzosen beachten schon seit Jahren die Erstarkung der deutschen Seegelung und bewundern die Thatkraft unsers Kaisers neidlos und mit besserem Verständnis als viele unsrer eignen Landsleute. Schon im Jahre 1895 betont ein Seestratege in der Revue des Deux Mondes, daß Frankreich sich am wenigsten über die Entwicklung der Angriffskraft der deutschen Flotte zu beunruhigen brauche. Daß in Frankreich schon gelegentlich an die Bundesgenossenschaft mit Deutschland gegen England gedacht wird, ist in den Grenzboten von 1899 im vierten Band Seite 1 u. f. von mir gesagt worden; Demigny, der diesen Gedanken freilich sehr schüchtern ausdrückt, findet es sehr schlimm, daß sich die Völker nicht verständigen, denn sie haben nach seiner Meinung keinen andern Feind als England.

Um Deutschlands Seewesen seinen Landsleuten zuverlässig darzustellen, hat schon im Herbst 1900 der frühere ausgezeichnete Marineminister Edouard Lockroy die deutschen Seehäfen besucht, und er hat seine Beobachtungen in einem flott und doch gründlich gearbeiteten Buche: *Du Weser à la Vistule, Lettres sur la Marine allemande* (erschienen bei Berger-Levrault & Cie. in Nancy, 1901) niedergelegt. Im Vorwort sagt der berühmte alte Republikaner, daß er keine Deutschen mehr gesehen habe, seit sein Vater 1870 neben ihm in dem Freiwilligenbataillon von einer Kugel getroffen worden sei, und daß es ihm eigentlich peinlich sei, über Deutschlands Aufblühen zu berichten, das doch nur die Folge der französischen Niederlage sei. Aber er sei von bekannten Seeoffizieren zu seiner Reise angeregt worden; er habe deshalb alle Sentimentalität beiseite gesetzt und Deutschland bereift, wie man etwa ein großes industrielles Unternehmen besichtige. Es ist typisch und wirklich bedauerlich, daß sich fast jeder Franzose, der günstiges über Deutschland berichtet, verpflichtet fühlt, seinen Landsleuten in irgend einer Form vorher klar zu machen, daß er trotzdem ein guter Franzose sei und die alte Niederlage nicht vergessen habe. An dieser Monomanie scheint verhängnisvollerweise fast ganz Frankreich zu leiden; Demigny, dessen Buch sonst sehr vernünftig ist, fürchtet ja auch heute noch die deutschen Ulanen mehr als die englischen Linienfahrzeuge, und Lockroy hofft, daß die Entfaltung seiner Seemacht Deutschland zum Kampf mit England treiben müsse. Für Lockroy gilt die Marine als trefflicher Maßstab des Aufschwungs der ganzen Volkskraft. In Deutschland sind nach seiner Beobachtung große Dinge im Schwange; aus dem schnellen und gesunden Wachstum des deutschen Seewesens schließt er auf die Festigung der deutschen

Einheit und Thatkraft und auf das Schwinden der alten Sonderbestrebungen, überhaupt auf den Einfluß idealen geistigen Schaffens. Der Franzose sieht vieles vielleicht in zu rosigem Lichte, denn er ist geradezu begeistert von der rastlosen und zähen Arbeitslust, die er im ganzen deutschen Volke beobachtet haben will; aber sonst ist er ein scharfer Beobachter, der mit gutem Blicke begabt ist und deshalb manches schneller erkennt, als wir in unsrer deutschen Schwerfälligkeit. „Wenn man von der deutschen Marine spricht, muß man vom Kaiser sprechen, sagt Lockroy mit vollem Recht, und der Kaiser hat unter seiner Erbschaft den Stock Friedrichs des Großen gefunden, und dessen bedient er sich, um sein Land auf die Veine zu bringen. Mit moralischer Gewalt setzt er die Flotte durch. Das ganze Land begeistert sich für die Zukunft der Flotte. Der Feuereifer des Kaisers überträgt sich auf das ganze Reich.“ Aber auch die Verdienste der deutschen Admirale Senden-Wibran, Koester und Tirpiz um die Flotte weiß er zu schätzen; er sagt geradezu: „Admiral Tirpiz führt die Mitglieder des Reichstags wie die Leute seiner Schiffsbesatzungen.“ Den Betrieb auf den Marinewerften lobt Lockroy mit solcher Wärme, daß man wirklich stolz auf sein Lob sein darf; vor allem gefällt ihm die gründliche Art und Weise, wie alles und jedes geschieht, sodaß man im Augenblick der Gefahr sofort bereit ist. Er fühlt und sieht, daß in Deutschland gern gearbeitet wird, und daß es über den vielen, die Lust zur Arbeit haben, auch tüchtige Männer giebt, die die Kunst verstehen, nützliche Arbeit anzuordnen. Deutschland ist nach seiner Meinung mit praktischem Geiste reich begabt; man betrachtet den Krieg wie einen Industriezweig und betreibt die Marine, als wäre sie ein großes Handelshaus. Damit erklärt Lockroy die schnellen Erfolge; er sieht Methode, Überlegung in allem, was für die deutsche Flotte geschieht. Aufblühen oder Verfall eines Landes gehn aber mit dem Aufblühen oder dem Verfall der Marine desselben Landes Hand in Hand; Lockroy erkennt, wie sehr Deutschland seit seiner Einigung fortgeschritten ist, wie sehr der nationale Gedanke Gemeingut geworden ist und Wunder gewirkt hat. Als echter Franzose wittert er Ehrgeiz als Triebkraft: Deutschland wolle in allem die größte Nation sein, in militärischen, maritimen, wissenschaftlichen und Gewerbsdingen. Dieser Grundgedanke soll alle deutschen Geister beschäftigen, den Sozialisten wie den reaktionären Agrarier, den letzten Arbeitsmann wie den Reichskanzler. Lockroy meint, daß jeder Deutsche bei passender Gelegenheit zum kaufmännischen Vertreter seines Volkes würde, und erzählt dafür als Beweis eine niedliche kleine Geschichte. Eine italienische Schiffbauwerft sollte ein Kriegsschiff für einen Donaustaats bauen; der Direktor der Werft brachte den Plan selbst zu dem Fürsten und wurde unmittelbar vor Abschluß des Bauvertrags zum Frühstück geladen. Zu seinem Unglück saß an der Frühstückstafel auch eine deutsche Prinzessin als Reisebesuch, die sofort dem fremden Herrscher eindringlich klar machte, daß man nur in Deutschland gute Schiffe zu bauen verstünde. Trotzdem daß der Italiener sich wehrte, gelang es der Prinzessin, den Fürsten zum Nachgeben zu überreden. „Finden Sie das nicht übermäßig, noch dazu von einer Verbündeten?“ äußerte der Italiener zu Lockroy am Schlusse seiner Erzählung.

Auch vom deutschen Offizierkorps hält der alte Republikaner sehr viel und lobt den Umstand besonders, daß die Offiziere nicht zu alt in verantwortliche Stellungen kämen. Man scherze oft über den Unteroffizierston in Deutschland; allerdings nehme die Mannszucht nirgends rauhere Formen an als hier, aber in keinem Lande beschäftige man sich auch mehr mit dem Wohlbefinden des Soldaten, mit seiner physischen und moralischen Gesundheit. Im Offizierkorps gäbe es zwar verschiedenlei Uniformen aber nur einerlei Meinung. Die Denkart sei überall gleich und vorschriftsmäßig; aber die Offiziere seien trotzdem sehr gebildet, sehr tüchtig und sogar gelehrt in ihrem Fach. Zugleich seien sie Weltmänner von ausgesuchter Höflichkeit. Über den deutschen Mittelstand fällt Lockroy ein minder günstiges Urteil; die Arbeitsamkeit lobt er rückhaltlos, aber Sonntags, meint er, würde der Tag damit verbracht, Bier zu trinken, Würstchen zu essen und Lieder zu singen. Die Biergärten seien das Eldorado der Arbeiterklasse; frühzeitig würden sie besucht, erst spät verlassen. Brautleute tranken dort gemeinsam ihr Bier und säßen Hand in Hand, aber völlig stumm. Wo man auch spazieren geht, findet Lockroy, daß irgend einer Bier und Würstchen verkaufe, und wo diese Verkäufer fehlten, da sei sicher eine Bierhalle. Der Sinn für die Komik unsers Volkslebens fehlt dem französischen Lobredner also auch nicht.

Mit beherzigenswerten Worten schließt Lockroy seine Betrachtungen: „Der Deutsche ist an und für sich kein höheres Wesen als andre Menschen, ist weder verständiger noch mehr begabt mit außergewöhnlichen Eigenschaften als andre. Aber er hat ein tief ausgeprägtes Gemeinschaftsgefühl; er steht unter dem Willenszwang, sein Vaterland stark und vorherrschend zu machen. Nur große uneigennützig Gedanken begeistern die Menge und erheben sie über sich selbst. Nicht die Verstandeskkräfte, sondern die Gemütskräfte sind zur Weltherrschaft berufen!“

Diese Urteile des alten Republikaners über Deutschland sind kürzlich von einem Aristokraten aus altem Geschlecht in ihren Grundzügen voll bestätigt worden. Auch dieser Franzose hat eine Reise nach Deutschland gemacht, um die Entwicklung des deutschen Seewesens in der letzten Zeit kennen zu lernen und seinen Landsleuten vor Augen zu führen; auch er ist von allen deutschen Marinebehörden und sogar vom Kaiser selbst aufs beste empfangen worden. Alle Thüren wurden ihm geöffnet, damit er sich gründlich an der Quelle selbst richtige Eindrücke sammeln könnte. Jules de Cuverville kann mit dem Erfolge seiner Reise mehr als zufrieden sein, das beweist seine Schilderung in der von ihm geleiteten Zeitschrift *Armée et Marine*, deren Sondernummer 158 vom 2. März 1902 nur von seiner Reise handelt; das Sonderheft (32 Seiten groß Folio zum Preise von einem Franken) ist ein Musterstück seiner Erzählerkunst und geschmackvoller Ausstattung mit passenden Photographien. Der aristokratische Marineschriftsteller beobachtet mit ebenso offenem Auge wie der republikanische Exmarineminister und weiß so gut wie dieser seine Beobachtungen in geistreicher und fesselnder Form zu Papier zu bringen. Wer fremdes Lob vertragen kann, ist imstande, mancherlei aus den Zwischenbemerkungen der Reiseschilderung zu lernen; die eigentliche Beschreibung

alles dessen, was der ritterliche Franzose gesehen hat, ist für uns Deutsche dagegen weniger wichtig, weil die Dinge den meisten geläufig sind, aber trotzdem liebt sich auch die Schilderung des Hoffestes, die Besichtigung der Marineakademie und manches andre in der französischen Sprache so flott und unterhaltend, daß die Anschaffung des feinen Heftes hiermit jedem Freunde französischer Litteratur empfohlen sein mag.

Ganz wie Lockroy entschuldigt sich auch Cuverville gleich zu Anfang mit einigen Auslassungen, daß er Deutschland besucht hat, das Land, zu dessen wunderbarem Aufschwung seit 1870 die französischen Milliarden mitgeholfen haben. Ohne ein bißchen Viktor Hugo-Stimmung darf offenbar kein Franzose über Deutsche etwas gutes sagen. Man prüfe nur als kleine Probe die Gedanken des Reisenden, während sein Nordexpreszug die Grenze überschreitet: „Die Grenze! . . . Welche traurigen und blutigen Erinnerungen weckt das Wort bei denen, die Frankreichs Wunden miterlebt und selbst schrecklichen Kummer erlitten haben, und auch bei dem jungen Geschlechte, das zwar die trüben Tage nicht gesehen hat, aber doch infolge Vererbung des Volksgefühls (par *atavisme national*) die Schmerzen der Vergangenheit und die Hoffnung der Zukunft(!) nicht minder heftig empfindet. Aber wenn auch das Herz von solchen Gedanken gepreßt wird, und wenn auch eine schwer erklärbare Befangenheit uns hindern will, hinter dieser Grenze die Gastfreundschaft des Volks zu suchen, das wir seit Jahren als Feind behandeln, so geht dieses Gefühl doch vorüber, wie die Grenze hinter dem Nordexpres bleibt, und wie die Zeit und alles andre vor der nackten Wirklichkeit. Man staunt über das Treiben, die Lebensfähigkeit und den Wohlstand im Lande; man wird betroffen und schließlich hingerissen von der außergewöhnlichen Liebenswürdigkeit seiner Bewohner. Jeder Franzose kann auf höfliche Gastfreundschaft rechnen; das ist geradezu Lösung geworden. Es beweist, wie auch sie nichts vergessen haben; in ihrem Bemühen erkennt man das Gemüt des Siegers, der bemüht ist, den tapfern Gegner, den zu besiegen das Geschick ihm bestimmt hatte, behutsam zu behandeln. Es wäre darum ungerecht, verwandtschaftliche Züge in der Sinnesart und Geisteskraft zu verkennen. Finden nicht die Vertreter unsers Volks im diplomatischen Dienst unter ihren deutschen Amtsgenossen die angenehmsten geselligen und auch persönlichen Beziehungen? Und hat man es nicht in China gesehen, wie sich in den düstern und unerquicklichen Stunden des Lagerlebens unsre Truppen vom Offizier bis zum einfachen Soldaten mit den Truppen Waldersees viel lieber als mit allen andern Teilen des internationalen Heeres verbrüdereten? Den Eindruck der Höflichkeit empfinden unsre Landsleute fast immer, wenn sie nach Berlin kommen. Unter ihren Militärmützen und in ihren Waffenröcken sind die Beamten zwar zugeknöpft, aber tabellos und wohlwollend, wenn man sie fragt; die Gepäckträger sind bescheiden und plündern ihre Opfer nicht, und auch die Gastwirte thun dies nicht, obgleich sie sehr geschäftig sind. Wenn man in Frankreich in einem Kaffee- oder Speisehaus deutsch sprechen hört, so schielt der Kellner, während er sein Bier bringt, hinüber, und die Leute an den Nebentischen schneiden Gesichter und mäßigen ihre Herzensergüsse; das Gespenst der Spionenriecherei taucht

vor ihnen auf. In Berlin ist der geistige Gesichtskreis weiter, man ist im Gegenteile aufmerksamer und dienstwilliger, wenn man die französische Sprache hört; in den Kaufhäusern ist man bestrebt, uns zu befriedigen, und auf der Straße sagt man, wenn man sich gegenseitig auf die Füße tritt, was doch zuweilen vorkommt: Pardon! Das bezeichnet genugsam den Gemütszustand.“ Man beachte, daß der Schreiber dieses Lobes noch nicht einmal bei uns höflichen Sachsen, sondern nur in Preußen war. Berlin mit seinem echt großstädtischen Treiben hat es dem verwöhnten Pariser ganz besonders angethan; solche Geschäftigkeit, solche Arbeitsamkeit und auch solche Reinlichkeit in dem weitläufigen Stadtbild ist ihm neu. Abgemessen und regelmäßig, wie der Tritt deutscher Truppen, erscheint dem Franzosen alles, was er bei uns sieht; Einheit und Ordnung erkennt er als die Grundlage der deutschen Kraft. Er fühlt, daß eine unsichtbare Macht Land und Volk überall durchdringt; er fühlt dieses Fluidum in der Luft, in den Menschen und in allen Dingen. Und der Reisende gerät selbst in den Zauberkreis und erkennt mit offenem Blick die Macht, die das ganze Reich zu festem Gefüge zusammenfaßt — es ist der Kaiser!

Und nun schildert der französische Seeoffizier seine Eindrücke von einem großen Hoffest in den lebhaftesten Farben, voll Wärme und Bewunderung, voll Geist und Humor; die Versammlung im Diplomatenaal giebt ihm die beste Gelegenheit, mit diplomatischem Takt einige feine Bemerkungen über die Gesichter der ältern und der jüngern Diplomaten zu machen. Rückhaltlose Bewunderung aber hat er für die Persönlichkeit des Kaisers, die hier im strahlenden Glanz, umgeben vom ganzen Hofftaate, vor ihm erscheint. Der französische Aristokrat glaubt den Glanz seines Sonnenkönigs zu sehen, fühlt aber doch, daß das ergreifende Bild der allgemeinen Huldigung vor den Majestäten hier andern Sinn und tiefern Gehalt hat. Es ist nötig, einige Sätze seiner Schilderung wörtlich wiederzugeben, daß man erkennt, wie tief und eigentümlich der ritterliche Fremdling empfindet. Es ist kurz vor dem Eintritt in den Thronaal; Cuverville mustert seine Nachbarn: „Die alten Herren sehen feierlich und diplomatisch aus. Sie haben schon Berührung mit dem Kaiser gehabt. Sie wissen, daß er jeden Gruß und jeden Gesichtsausdruck bemerkt, und bemühen sich deshalb, in ihrer Haltung die Politik ihrer Regierungen zu spiegeln. Die jungen Herren, die zum erstenmal bei Hofe erscheinen, versuchen diplomatische Ungezwungenheit mit einem feinen etwas skeptischen Lächeln zur Schau zu tragen. Das Lächeln ist eine Lüge, sie sind gehörig aufgereggt. Warum, weiß man schon. Nichts überwältigt mehr als die Pracht, die mein Blick umfing, als ich jetzt selbst in den Saal trat. Alles ist aber auch danach angethan. Schweigen herrscht im Saale; eine doppelte Reihe von Pagen begrenzt in einer leichten Bogenlinie den Weg. Am Ende mitten im blendenden Glanze der Lichter und Spiegel stehn unter dem Thronhimmel auf einer Erhöhung die Thronstühle. Der Kaiser und die Kaiserin sitzen bewegungslos, umgeben von ihrem Hofftaate. . . .

„Das Bild ist packend; da strahlt das Deutsche Reich unter den Kronleuchtern. Unter dem Gligern des Stahls, des Goldes, des Reichthums er-

scheint die Macht über ein ganzes Volk wie erstarrt. Über alledem herrscht ein Blick, der des Herrschers. In der Uniform seiner Garde schaut Wilhelm II. mit stolz erhobnem Haupte gerade vor sich; er hält den Marschallstab in der Hand. Was denkt wohl die stolze Stirn, vor der alle sich tief neigen? Welche Bilder von Größe, Macht und Zukunft ziehn an ihr vorüber bei der Vorstellung der gebildeten Welt, die kommt, um Ehrerbietung zu zollen? Ist's Stolz, feiner Spott oder Wehmut? Der Ausdruck im Antlitz ist fast herbe, die Lippen bleiben stumm. Das ist die Verkörperung Deutschlands, ein wenig hochmütig, seiner Kraft bewußt, sorgend für sein Ansehen, voll Zuversicht für sein Geschick.

„Kurz ehe ich mich selbst verneige, wofür mein Gesandter das Zeichen giebt, der dicht bei mir ist, sehe ich dem außergewöhnlichen Mann gerade ins Gesicht, dessen Bewegungen und Anregungen ganz Europa ängstlich nachspürt, dessen kräftige Hand bestrebt ist, die demokratische Entwicklung seines Volks im Zaume zu halten und zu lenken, der mit seinen Schwächen wie mit seinen Vorzügen ein ganzer Mann ist, dem das Reich seine blühende Weltmacht dankt; und während ich vorübergehe, kommt mir wie ein Blitz die Überzeugung: der Mann ist eine Kraft und zugleich auch ein Führer! Steht man einige Meter vor dem Throne, wie es für den Vorbeizug anbefohlen ist, so sieht Wilhelm II. genau so aus, wie man ihn auf den Photographien sieht. Die Haltung ist militärisch, der Blick ist kalt, und das Gesicht wirkt noch ernster durch den wohlbekanntem (légendaire) Schnurrbart, mit den drohenden nach oben gerichteten Spitzen. Keine Empfindung wird sichtbar, keine Bewegung mildert die strenge Haltung. Man fühlt die Willenskraft; er will so sein, er will kein menschliches Wesen wie andre sein. Vor der sich neigenden Menge verkörpert er das unantastbare Deutsche Reich. Ja, er ist der Kaiser! Ganz anders ist der Ausdruck der holdseligen Herrscherin, die ich ein paar Schritte weiterhin begrüße. Der Unterschied ist seltsam. Da drüben die Kraft, die rauh sein kann, wenn es not thut, hier die Milde, das Sinnbild des Friedens. Unter den blonden Haaren, aus denen das Diadem erglänzt, lächelt das anmutige Gesicht. Und trotz des goldigen Schimmers der Hoheit, der von diesem zweiten Throne ausstrahlt, erkennt man doch das weibliche Wesen mit seiner einfachen und bezaubernden Anmut — man grüßt die Gattin, die Muttermutter (la mère modèle), die die Kinder anbeten und die der Kaiser liebt.

„Während ich aus dem Rittersaale hinausschritt, überdachte ich diese schnell vorüberziehenden Bilder und fühlte deutlich, daß diese Mischung von Gegensätzen, von Eigenschaften und Hilfsmitteln ein glückliches Unterpfand für die Zukunft dieses Reiches sein muß.“

Einige Tage nach dem Hoffeste wurde Kapitän de Cuverville zur Audienz befohlen; im Marinesaale nähert sich ihm lächelnd ein Offizier: „Ich stutze, es ist Wilhelm II.! Und ich bin ganz starr und summe nur in meinem Innersten die Operettenmelodie: On m'a changé mon empereur! Verschwunden ist der etwas finstere Blick aus dem Rittersaale von neulich! Ein jugendkräftiger Mann steht vor mir, ein Mann mit lebhaften und vornehmen Bewegungen, mit klaren und fröhlichen Augen; selbst die Schnurrbartspitzen sind milder,

geben dem Angesicht zwar ein männliches Aussehen, aber ohne Härte. Mit ausgestreckter Hand kommt mir der Kaiser freundlich entgegen. Er spricht heiter in ausgewählt vorzüglichem Französisch (*châtié et excellent*); seine geist-sprühenden Einfälle bringen mich trotz des Formenzwangs der Hofluft zum Lachen. Er erkundigt sich nach meiner Reise durch Deutschland, nach dem Eindruck, den Kiel auf mich gemacht habe. Ich antworte ihm ganz unumwunden, denn ich bin nicht gewohnt zu flunkern (flagorner), selbst nicht Majestäten gegenüber. Und der Kaiser scheint zufrieden mit meinen Schlüssen zu sein. Er scheint sehr stolz auf seine Marineschule zu sein: »Im Jahre 1888 hatte ich nur 50 See-kadetten auf der Schule, 1900 aber 146, und jetzt habe ich fast 200. Was ich hauptsächlich den jungen Leuten im Beginn ihrer Laufbahn eingeprägt zu sehen wünsche, ist der seemännische Geist, der nur durch Erfahrung zu erwerben ist. Deshalb viel Praxis, viel Seefahrt, viele Übungen; man muß ihnen Muskeln machen!« Und während er das sagt, hebt der Kaiser lachend seinen Arm und spannt den Biceps, als wolle er eine Stoßbewegung gegen einen gedachten Feind ausführen. Das gäbe einen tüchtigen Faustschlag! Als ich mit ihm vom Admiral von Arnim, dem Befehlshaber der Schule, sprach, erwiderte der Kaiser: »Das ist ein ausgezeichnete Leiter; er verbindet die Milde mit der Strenge, und das ist nötig. Man muß mit der Jugend streng sein. Ihr zukünftiger Beruf ist hart genug, daß man sie beizeiten an eiserne Zucht gewöhnen muß. Sie wissen es besser als ich, daß ohne Mannszucht keine Marine denkbar ist.« An der Art, wie Wilhelm II. spricht, erkennt man, wie sehr er vom Seeleben durchdrungen ist. Seine Flotte, das ist sein Hauptwerk, sein Ideal, sein Ziel, seine Zukunft! Und er hat wohl nicht Unrecht. Er ist ein ebenso begeisterter wie erfahrener Kenner, für ihn haben die fremden Marinen keine Geheimnisse — nur die unsrige mit ihren Unterseebooten. Ich erwartete deswegen eine Frage, doch sie kam nicht, sicherlich aus Hartgefühl unterblieb sie.“

Es führt hier leider zu weit, das ganze Gespräch unsers Kaisers in der französischen Auffassung wiederzugeben; mancherlei Fragen wurden noch berührt, besonders Fachangelegenheiten, wie z. B. die Ausbildung der Marineingenieure, die bei allen Marinen gleich wichtig ist und gleich schwierig zu lösen. Schließlich findet der französische Besucher kaum genügend Worte, seine Begeisterung für die hinreißende Persönlichkeit unsers Kaisers genugsam auszudrücken; er ist ganz entzückt und bezaubert von der ungezwungenen Natürlichkeit, dem tiefen und vielseitigen Wissen, dem scharfen, geistigen Blick, der Schlagfertigkeit und dem jugendlichen Feuer des Herrschers. Wem selbst die seltne Ehre zu teil geworden ist, in ähnlicher Weise wie dieser französische Seeoffizier länger als eine halbe Stunde seinem Kaiser nahe zu sein, der weiß die Wahrheit zu würdigen, die aus der französischen Schilderung spricht; nur sind die Franzosen darin viel geschickter als wir Deutschen, ihre besten Gefühle in Worte zu fassen. Was uns begeistert und überwältigt, davon wagen wir kaum zu sprechen, um unsre heiligsten Empfindungen nicht unwürdigen Mörglern preiszugeben. Der Franzose aber redet frisch von der Leber weg, wie es auf ihn wirkt; wir können von ihm lernen. Auch von dem tiefen Gemüt unsers Kaisers weiß

Cuerville zu sprechen; er meint, die Engländer würden ganz unverfroren von ihm sagen: he is a good fellow, und bemerkt selbst sehr fein: l'Empereur rit d'un rire bon enfant. Mit herzlichem Händedruck entläßt der Kaiser seinen Besuch mit dem Wunsche, daß er nur angenehme Erinnerungen mit heim nehmen möge.

Aber schon auf der Schloßstreppe kommt die unvermeidliche Viktor Hugo-Stimmung wieder zum Durchbruch; Cuerville fällt nämlich ein, daß ihn ein allerdings nicht allzu geschickter Journalist gefragt hatte, wie er über eine Reise des Kaisers nach Paris dächte: „Löbt die Frage wegen Elsaß-Lothringens, und ich verspreche Ihnen, daß von den Glockentürmen von Notre Dame bis zum Triumphbogen nie ein Herrscher mit dröhnendem Zurufen gefeiert werden würde!“ hatte der Franzose geantwortet. Um die problematische Natur eines geistreichen, fein gebildeten und in seinem Fache hervorragend tüchtigen Franzosen genauer kennen zu lernen, ist es nötig, hier noch die Gedanken wiederzugeben, die Cuerville im Anschluß an die Audienz niederschrieb: „Wenn ich völlig frei vom Zwange der höfischen Formen hätte unumwunden sprechen dürfen, so würde ich ihm (dem Kaiser) mit dem vielleicht zu ungestümen und wenig diplomatischen Freimut des Seemanns folgendes gesagt haben: Ja, Majestät, wir kennen den Zauber und die großen Eigenschaften Ihrer Sinnesart. Zahlreich sind die Männer in Frankreich, hervorragende Politiker, Gelehrte, Diplomaten, Offiziere, die aufmerksam und mit eigenem Mitgefühl die Entwicklung Deutschlands verfolgen; alle haben für Sie die gebührende Verehrung. Noch zahlreicher sind seit einigen Jahren die, nach deren Schätzung manche Verständigungen über die äußere Politik mit Ihrem Reiche für das Gedeihen und die Macht beider Völker nützlich sein werden; aber trotzdem bleiben ihre Gedanken Träume, denn ihr Herz hat keine Zuversicht! Auch Frankreich ist sehr mächtig, sein Heer ist dem Ihrigen gleichwertig, und seine Flotte hält seit ihren neuen Erfindungen jedem Gegner stand. Trotz scheinbarer Spaltungen wird Frankreich beim ersten Weckruf einig sein; seine Lärm-macher bedeuten im allgemeinen nur ein Überschaumen der Lebenskraft. Gerade weil das Land sich seines Werts bewußt ist, läßt es sich nicht durch Außerlichkeiten verlocken. Seit einigen Jahren ist die Höflichkeit Deutschlands ganz unbestreitbar; Sie sind uns voller Liebenswürdigkeit entgegengekommen, aber diese Verbindlichkeiten beschränkten sich immer auf ein Lächeln, belanglos wie ein lebenswürdiges Tändeln mit einer hübschen Frau. Gefühlspolitik dürfte nicht sein. Wenn Deutschland, dem doch am eignen Wohle gelegen ist, wirklich dahin zu gelangen strebt, das Damoklesschwert zu beseitigen, das ihm auf unsrer Seite des Rheins droht und seine Bewegungen lähmt, so zeige es dies durch greifbare Thatfachen. An Gelegenheiten dazu hat es nicht gefehlt; Sie waren aber nie darauf bedacht, sie wahrzunehmen. Da waren Fasnoda, Ostasien, Transvaal und vor kurzem noch Mithylene, lauter Fragen, die Sie nicht unmittelbar berührten, aber bei denen Frankreich Ihnen für einen kleinen Freundschaftsbeweis (léger coup d'épaule) dankbar gewesen wäre. Aber nichts dergleichen, im Gegenteil. Noch jetzt wäre gute Gelegenheit, in Ägypten, in Marokko; ergreifen Sie sie. Bei uns würden Sie dann noch beliebter werden;

unser Verstand und Wille würden dann eifriger eine Lösung suchen, die bei aller Schonung für das deutsche Selbstgefühl doch das schwer verwundete Herz (cœur mutilé) Frankreichs heilte.

„Zum Glück habe ich das alles nicht gesagt; der Kaiser mit seinem großen Geiste würde nachsichtig gewesen sein; aber die Diplomaten et surtout l'affreux protocole (?) würden mich gesteint haben!“

Da Herr de Cuverville seine freimütigen Gedanken schließlich doch nicht für sich behalten hat, wird ein offnes Wort der Erwiderung auch nichts schaden. Auch in Deutschland weiß man Frankreichs Heer und Flotte wohl zu schätzen. Die Annäherung zwischen den französischen und den deutschen Truppen in China beweist mehr als die gegenseitige Achtung, denn ihr lag offenbar auf beiden Seiten das sehr natürliche Gefühl zu Grunde, endlich das lange entbehrete freundschaftliche Verhältnis wieder zu gewinnen. Die Russen und die Japaner sind sicherlich ebenfalls tüchtige Soldaten, aber trotzdem keine geistesverwandten Freunde für gebildete Europäer, denn beiden haftet allzuviel Asiatisches an. Dem Gefühle nach steht dem Deutschen der Franzose auch näher als der Engländer, und wahrscheinlich wird auch der gebildete Franzose den Umgang mit einem Deutschen dem mit einem Engländer vorziehen. In den Ländern Schillers und Viktor Hugos ist trotz Manchem heute noch eine idealere Lebensauffassung zu finden als anderswo; deshalb sind beide Völker bei dem materiellen Kampfe ums Dasein, den die Entwicklung der drei großen Weltreiche für die Zukunft in Aussicht stellt, mehr als je aufeinander angewiesen. Engländer und Franzosen waren schon seit Jahrhunderten Erbfeinde, bevor der ruhmklüsterne Sonnenkönig dem schwachen Deutschen Reiche die schönen alten Reichslande, Elsaß und Lothringen entriß. Wäre Ludwig XIV. vorausschauend gewesen, oder wäre er dem wohlgemeinten Räte des deutschen Gelehrten Leibniz gefolgt, es gäbe heute kein „verwundetes Herz Frankreichs.“ Die Franzosen sprechen gern von den têtes carrées allemandes; aber wer ist denn in der Elsaß-Lothringer „Frage“ der Eigensinnigere? Wenn man eine große Aufrechnung all der nutzlosen Landkriege machen wollte, die seit Mélaç und Montecuccoli bis auf Mac Mahon und Moltke zwischen Frankreich und Deutschland geführt worden sind, so würde der Schaden wohl auf beiden Seiten gleich groß sein. Leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen — Gefühlspolitik dürfte nicht sein, meint Herr de Cuverville ja selbst, eh bien, warum können seine Landsleute mit dem sentimentalischen Gefühle nicht endlich einmal Schicht machen, als sei ihnen Unrecht geschehn, daß Deutschland seine alten Reichslande endlich, und noch dazu als Preis eines aufgezwungenen Kriegs, wieder zurücknahm? Frankreich und Deutschland im Bunde könnten und würden der ganzen Welt Gesetz und Ordnung vorschreiben, daran zweifelt wohl niemand hüben und drüben vom Wasgenwald. Aber wer das Damoklesschwert aufgehängt hat, dessen verdammte Pflicht und Schuldigkeit ist es auch, wenn er vernünftiger Einsicht zugänglich ist, dieses gefährliche Spielzeug zu beseitigen; so bald das geschehn ist, läßt sich über alles verständig reden. Ganz gewiß hat Cuverville Recht, daß Frankreichs geringes Eingehn auf unser herzliches und aufrichtiges

Entgegenkommen Deutschlands Bewegungen vielfach lähmt. Auch wir wären natürlich besser gestellt, wenn wir auf einen zuverlässigen Nachbar rechnen dürften, der unser Haus mit bewachen würde, wenn wir draußen in der Welt zu thun hätten. Aber Frankreich würde wahrscheinlich auch nicht leer ausgehen dabei. Warum sagt denn Demigny, daß Europa keinen andern Feind habe als England? Ein andrer ungenannter Franzose, Leutnant X, sagt in einer vorzüglichen Schrift: *La Guerre avec l'Angleterre* sogar folgendes: „Der Augenblick ist nahe, wo die Welt antworten wird auf die Anmaßung der Engländer, über die Welt herrschen zu wollen.“ Und der ausgezeichnete Admiral Réveillère schreibt in seinem herrlichen Werke *La conquête de l'océan* geradezu: „Wenn wir unsre kontinentale Rolle weiter spielen wollen, bemächtigt sich England der Welt. Napoleon der Große, der Schöpfer der deutschen Einheit, hat zugleich den Grundstein zur Macht des riesigen englischen Reichs unsrer Zeit gelegt. Wenn wir uns irgend wohin übers Meer ausdehnen wollen, stoßen wir gegen England, das anscheinend alle Rechtsansprüche auf unserm Planeten gepachtet hat.“ An Erkenntnis fehlt es also bei unsern Nachbarn nicht, auch sie wissen, wo uns alle der Schuh drückt. Aber diese Erkenntnis ist leider offenbar noch nicht kräftig genug, die krankhafte Viktor Hugo-Stimmung bei selbst sonst sehr gescheitern, klaren Köpfen auszurotten. Für Rußland ist man zu Opfern bereit, ohne auf die Kosten zu kommen, aber so weit sehen eben erst nur einzelne in Frankreich, daß es nur einen Störenfried, nur einen Weltfeind giebt, der nur dann gütlich oder gewaltfam in Schranken gehalten werden kann, wenn Frankreichs hypnotisches Starren auf die deutsche Landgrenze endlich aufhört.

Das zwingt dazu, noch einen beträchtlichen Irrtum in Cuervilles Gedankengang zu berichtigen; er meint, die französische Flotte hielte seit ihren neuen Erfindungen jedem Gegner stand. Das ist eine ganz gewaltige Überschätzung der eignen Kraft, wenn auch die schöne und starke französische Flotte an zweiter Stelle unmittelbar hinter der englischen steht; von dem geringen Werte der neuen Erfindung, den Unterseebooten, soll später noch gesprochen werden; sie können im günstigsten Falle keine bessere Wirkung haben, als etwa sehr weitschießende Küstenkanonen, verstärken also nur die Verteidigungsfähigkeit, nicht die zu jedem Seekriege unentbehrliche Angriffskraft. Wenn man die Flottenlisten aufmerksam prüft, dazu den sehr schwerwiegenden Vorteil der einheitlichen Führung, Ausbildung und Mannszucht auf englischer Seite mitrechnet, so muß jeder Unparteiische zu dem Schlusse kommen, daß sogar die beiden Flotten des Zweibunds, also die französische und die russische zusammen, der englischen Seemacht bei weitem nicht gewachsen sind. Demigny, der Landsmann Cuervilles, ist darüber völlig im klaren: „Daß man sich nur nicht darüber täusche: England kann jetzt ebenso wie früher nur durch europäisches Zusammenwirken ernsthaft bedroht werden. Auf seine eignen Hilfsmittel allein gestützt, darf Frankreich, auch im Bunde mit Rußland, einer solchen gefährlichen Schwärmerei (utopie) nicht nachhängen. Aber im Bunde mit mehreren andern Staaten, z. B. mit Deutschland und mit Rußland, würde Frankreich auch Belgien und Holland zwingen, dem Bunde beizutreten. Dann wäre eine

Landung in England freilich keine leere Drohung mehr.“ So liegt die Sache. Ein geistreicher französischer Schriftsteller hat schon vor Jahren unsern Kaiser den Colbert der deutschen Flotte genannt; auch Cuverville erkennt an, daß die deutsche Seepolitik planvoll und sicher geführt wird. Wo ist aber nun der Franzose, der soviel Gewalt über die Herzen seiner Landsleute hätte, daß er eine von ihm und von vielen ausgezeichneten Franzosen als dem eignen Vaterland erspriesslich und nützlich anerkannte Seepolitik zu führen imstande wäre? Wer vermag die warmblütigen Patrioten Frankreichs zu ihrem eignen Besten mit fester Hand zu zügeln und den ungestümen Thatendrang des ritterlichen Franzosentums auf ein fernes, nur durch zähe Arbeit, Geduld und durch das Aufgeben aller Träumereien erreichbares Ziel zu richten? Männer machen die Geschichte, sagt Treitschke; aber Ludwig XIV. hörte weder auf Leibniz, noch unterstützte er seinen Colbert genügend — und Napoleon hatte Unglück zur See, seine besten Admirale starben ihm zu früh, und die, die er dann zu den wichtigsten Posten aussuchte, versagten ihm den Erfolg trotz guter Vorbereitung. Das heutige Frankreich, alle Ehrfurcht vor seinen geistigen, auch schöpferischen Größen, ist arm an großen Führern, wie Colbert einer hätte sein können, wie Napoleon einer war, freilich nicht zum Segen seines Landes, weil er der Engländer nicht Herr werden konnte. Heutzutage fehlt der seekundige Colbert in Frankreich, doch wir haben einen, den man in Frankreich warm verehrt. Nun gut, Herr de Cuverville, lesen Sie unsern Schiller:

Zimmer strebe zum Ganzen. Und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an!

Man sollte doch meinen, daß Moltke die Zeit richtig geschätzt hätte, daß Deutschland dreißig Jahre Gewehr bei Fuß stehn müsse, ehe mit dem liebenswürdigen und auch liebenswerten Nachbarn ein gutes Einvernehmen denkbar wäre. Aber, du lieber Himmel, er scheint die Rechnung ohne die unglückliche Viktor Hugo-Natur gemacht zu haben: hie haeret aqua!

(Schluß folgt)



Minister Boffe

(Schluß)*



In den letzten der im vorigen Heft mitgeteilten Briefstellen sehen wir schon den finstern Gast vor der Thür stehn, der das letzte Lebensjahr des nie verzagenden Mannes verbitterte. Er schleicht sich zu ihm hinein und packt ihn immer schärfer am Leben; aber sobald der Leidende nur einen freien Augenblick hat und wieder aufatmen kann, ist er auch wieder voll Hoffnung, Thatkraft und Schaffens-

*) Auf Seite 3, Z. 12 v. o. in Heft 14 ist nach den Worten: „Im Spätsommer“ zu ergänzen: des nächsten Jahres.